

(Nachdruck verboten.)

45]

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

Uebrigens erlebte Frau Karoline damals einen andren Verdruß. Im Heim der Arbeit war man endlich mit Victor zufrieden, der in ein tüchtiges Schweigen verfallen war. Daß sie Saccard bis jetzt nicht alles erzählt hatte, war auf eine merkwürdige Befängnisheit zurückzuführen: von Tag zu Tag schob sie das Geständnis hinaus, weil ihr die Beschämung, die er empfinden mußte, weh that. Andererseits hatte sich Maxime, dem sie damals aus ihrer Tasche die zweitausend Frank zurückzahlte, betreffs der viertausend lustig gemacht, welche Busch und die Mechain noch von ihr wollten: die Leute bestahlen sie ja, sein Vater würde in But geraten. Deshalb wies sie nunmehr die wiederholten Forderungen Buschs ab, welcher die Zahlung der versprochenen Restsumme verlangte. Nach zahllosen vergeblichen Gängen in diesem endlich die Geduld aus, zumal sein früherer Plan, aus Saccard tüchtig Geld zu pressen, infolge der neuen Stellung dieses letzteren wieder aufkam, jener hohen Stellung, die ihn, wie er glaubte, aus Furcht vor Skandal ganz in seine Hände gab. Eines Tages beschloß er also in seiner Erbitterung darüber, daß er aus einem so schönen Geschäft nichts erzielte, sich unmittelbar an Saccard zu wenden. Er schrieb ihm, er möge behufs Kenntnisaufnahme einiger alter Papiere, die in einem Hause der Rue de la Harpe sich vorgefunden hätten, gefälligst in seinem Bureau vorkommen, setzte die Nummer hinzu und spielte auf die alte Geschichte so klar an, daß Saccard von Angst ergriffen nicht ermangeln konnte, schleunigst herbeizueilen.

Dieser Brief aber, der nach der Rue Saint-Lazare getragen wurde, geriet gerade in Frau Karolinens Hände, welche die Schrift erkannte. Zitternd fragte sie sich eine Zeitlang, ob sie nicht zu Busch eilen und ihn ausbezahlen sollte. Dann mußte sie sich sagen, er schreibe vielleicht wegen einer ganz andren Sache, und jedenfalls sei dies eine Art, zu einem Ende zu kommen. Sie freute sich sogar in ihrer Aufregung, daß ein andrer ihr die Unannehmlichkeit dieser Mitteilung abnahm. Abends aber, als Saccard heimkam und in ihrem Beisein den Brief öffnete, sah sie ihn einfach ernster werden und glaubte deshalb an irgend eine finanzielle Schwierigkeit. Er hatte jedoch eine tiefe Verwunderung empfunden, seine Kehle hatte sich bei dem Gedanken zusammengeschnürt, in so schmutzige Hände zu fallen, da er irgend etwas Schmachliches dahinter witterte. Mit einer ruhigen Bewegung steckte er den Brief ein und entschloß sich, der Aufforderung zu folgen.

Tage vergingen, die zweite Hälfte des November kam heran, und jeden Morgen verschob Saccard seinen Besuch, von dem ihn fortreizenden Ströme betäubt. Der Kurs von zweitausenddreihundert war gerade damals überschritten worden; dies entzündete ihn, obwohl er an der Börse das Aufkommen eines immer kräftigeren Widerstandes merkte, je toller die Haufe weiter ging. Augenscheinlich war eine Gruppe Vaissiers vorhanden, welche langsam Stellung nahm und noch schüchtern mit einfachen Vorpostengefechten den Kampf eröffnete. Zweimal glaubte er sich genötigt, selbst unter fingiertem Namen Kaufaufträge zu erteilen, um die Aufwärtsbewegung der Kurse nicht zu stören. Damit begann das System, die eignen Titres zu kaufen, mit denselben zu spielen und sich so aufzureiben.

Eines Abends konnte Saccard in der Aufregung seiner Spielleidenschaft nicht umhin, mit Frau Karoline über die Lage zu sprechen:

„Mir ist's, als ob es uns bald heiß würde. O, wir sind ihnen jetzt zu stark, wir stehen ihnen zu sehr im Wege. Dahinter wittere ich Gundermann, es ist ganz seine Taktik: er wird regelmäßig verkaufen, heute soviel, morgen soviel, und die Zahl immer erhöhen, bis er uns erschüttert . . .“

Sie unterbrach ihn mit ihrer ersten Stimme:

„Wenn er Unverselle hat, so verkauft er mit Recht.“

„Wie so, mit Recht?“

„Allerdings, mein Bruder hat es Ihnen ja gesagt, von zweitausend ab sind die Kurse ganz und gar wahnsinnig.“

Er schaute sie an und geriet außer sich.

„Verkaufen Sie also, wagen Sie einmal, selbst zu verkaufen . . . Ja, spielen Sie gegen mich, wenn Sie doch meine Niederlage wollen!“

Sie errötete leicht; tags zuvor hatte sie gerade tausend Stück von ihren Aktien verkauft, um den Befehlen ihres Bruders zu gehorchen; auch fühlte sie sich durch diesen Verkauf wie durch einen verspäteten Akt von Redlichkeit erleichtert. Da er aber nicht direkt fragte, gestand sie ihm nichts; in Berlegenheit stieg, als er hinzufügte:

„Gestern zum Beispiel hat es Abtrünnige gegeben, ich weiß es gewiß. Ein ganzer Stoß Werte ist auf den Markt gekommen, und die Kurse hätten sicherlich nachgegeben, hätte ich mich nicht ins Mittel gelegt . . . Solche Streiche macht Gundermann nicht. Sein Verfahren ist langsamer, aber auch vernichtender auf die Länge . . . O, meine Liebe, ich bin zwar voll Vertrauen, aber ich zittere trotzdem: sich um sein Leben zu wehren, will nichts heißen, das schlimmste ist, sein Geld und das der andren zu verteidigen.“

In der That hörte Saccard von nun ab auf, sich selbst zu gehören. Er war der Mann der Millionen, die er gewann; er triumphierte, war aber immerfort auf dem Punkte, geschlagen zu werden. Er fand nicht einmal mehr Zeit, die Baronin Sandorff in der kleinen Parterrewohnung der Rue Caumartin zu besuchen.

Von jetzt an fiel die Baronin, die Saccards langsamen Abfall wahrnahm, in ihre frühere Ratlosigkeit und ihre früheren Zweifel zurück. Seit sie in den Schäferstündchen ihn ausforschte, hatte sie fast sicher gespielt und stark gewonnen, als wäre sie eine Teilhaberin seines Glücksspiels. Aber jetzt merkte die Baronin, daß er keine Auskunft mehr geben wollte; ja, sie fürchtete sogar, daß er sie anlog; mochte nun das Glück sich wenden, oder Saccard sich thatsächlich den Späß erlaubt haben, sie auf falsche Fährte zu schicken, — es geschah eines Tages, daß sie beim Befolgen seines Rates verlor. Ihr Glaube wurde dadurch erschüttert. Wenn er sie dermaßen irreführte, wer sollte sie nunmehr leiten? Das schlimmste war aber, daß die zuerst ganz leisen feindlichen Regungen gegen die Universelle an der Börse mit jedem Tage zunahmen. Bis jetzt waren es noch bloße Gerüchte, man brachte nichts Bestimmtes vor, keine Thatsache trat der Solidität des Hauses zu nahe. Allein es wurde angedeutet, daß etwas nicht richtig, daß ein Wurm in der Frucht sei. Gleichwohl nahm die Aufwärtsbewegung der Titres in gewaltigem Maße zu.

Im Anschluß an eine verfehlte Operation auf die Italiener beschloß die nochgerade ängstlich gewordene Baronin, sich in die Geschäftsräume der Espérance zu begeben, um womöglich aus Jantrou etwas herauszubekommen.

„Sagen Sie, was giebt's? Sie müssen's ja wissen . . . Vorhin ist die Universelle wieder um zwanzig Frank hinaufgegangen, obgleich ein Gerücht umlief; niemand konnte es bestimmt aussprechen, aber es war nichts Gutes.“

Jantrou aber war ebenso ratlos wie die Baronin. Er saß an der Quelle der Gerüchte, fertigigte sie im Notfalle selbst und pflegte sich im Späß mit einem Uhrmacher zu vergleichen, der inmitten von hunderten von Uhren lebt und nie die richtige Zeit weiß. Vermöge seiner Korrespondenz-Agentur war er zwar in alles eingeweiht, hatte aber selbst keine einheitliche und feste Ansicht mehr, weil seine Nachrichten einander durchkreuzten und aufhoben.

„Ich weiß nichts, gar nichts!“

„O, Sie wollen mir nichts sagen!“

„Nein, ich weiß nichts, auf mein Ehrenwort. Ich nahm mir ja vor, Sie zu besuchen und auszufragen! Ist denn Saccard nicht mehr liebenswürdig?“

Die Art, wie sie abwinkte, bestärkte ihn in seinen Vermutungen: Ende des Verhältnisses aus gegenseitiger Ueberdrüssigkeit, die Frau mürrisch, der Liebhaber abgekühlt und nicht mehr gesprächig. Einen Augenblick bedauerte er, nicht die Rolle des Wohlunterrichteten gespielt zu haben, um sie sich endlich zu „leisten“, wie er sagte, diese kleine Labricourt, deren Vater ihn einst mit Fußritten empfangen hatte. Aber er merkte, daß seine Stunde noch nicht gekommen war; ohne einen Blick von ihr zu wenden, dachte er laut:

„Ja, das ist dumm, ich rechnete gerade auf Sie . . . Wenn nämlich eine Katastrophe eintreten muß, nicht wahr, so sollte

man es voraus wissen, um sich umthun zu können . . . O, ich glaube nicht, daß die Sache eilig ist, alles steht noch sehr fest. Allein man erlebt so merkwürdige Dinge . . .“

Je länger er die Baronin anblickte, um so klarer keimte in seinem Kopfe ein Plan auf:

„Hören Sie 'mal,“ fuhr er plötzlich fort, „wenn Saccard Sie fahren läßt, sollten Sie sich mit Sundermann gut stellen!“

Bewundert schweig sie einen Augenblick.

„Sundermann, warum? . . . Ich kenne ihn ein wenig, ich bin bei de Roivilles und bei Kellers in Gesellschaft mit ihm zusammengekommen.“

„Um so besser, wenn Sie ihn bereits kennen . . . Besuchen Sie ihn unter irgend einem Vorwand, reden Sie mit ihm, suchen Sie seine Freundin zu werden . . . Denken Sie sich doch: Sundermanns Freundin sein und die Welt beherrschen!“

Er lachte höhnisch auf. Die Baronin hatte ihn verstanden; ohne sich zu ärgern, lächelte sie stumm.

„Aber,“ fuhr sie fort, „weshalb denn Sundermann?“

Da setzte er ihr auseinander, daß dieser ganz sicher an der Spitze der Kontermine stehe, welche gegen die Universelle zu arbeiten begann, das wußte er, dafür hatte er den Beweis. Wenn nun Saccard nicht liebenswürdig war, wäre es nicht ein Gebot der einfachen Klugheit, sich mit seinem Begleiter gut zu stellen, ohne deshalb mit ihm zu brechen? Man stünde so mit einem Fuße in jedem Lager und wäre dann jedenfalls am Tage der Schlacht auf Seiten des Siegers. Diesen Verrat schlug Jantrou mit liebenswürdiger Miene vor, lediglich als Mann, der überall Rat weiß. Wenn eine Frau für ihn arbeitete, dann konnte er ja ruhig schlafen.

„Nun? Wollen Sie? Wir wollen uns zusammen thun. Wir werden uns gegenseitig benachrichtigen und alles sagen, was wir in Erfahrung bringen.“

Als er sich ihrer Hand bemächtigte, zog sie dieselbe mit instinktmäßigem Zucken zurück; sie glaubte, er wolle etwas andres.

„O nein, ich denke nicht mehr daran, da wir ja Kameraden sind . . . Später werden Sie selbst mich belohnen.“

Lachend überließ sie ihm ihre Hand, welche er küßte. Sie empfand schon keine Verachtung mehr und vergaß, daß er ein Lafai gewesen war.

Schon am folgenden Tage begab sich die Baronin Sandorff zu Sundermann. Seit die Universelle den Kurs von zweitausend erreicht hatte, führte dieser in der That einen jörnlichen Baissefeldzug, aber in aller Heimlichkeit, denn er ging niemals zur Börse und hatte nicht einmal einen beglaubigten Vertreter dort. Seine Berechnung war folgende: eine Aktie hat zunächst den Wert ihres Emissionspreises, dann des vermuthlichen Zinsertrages, der vom Gedeihen des Hauses und vom Erfolg der Unternehmungen abhängt. Es giebt also einen Maximalwert, den die Aktie vernünftigerweise nicht überschreiten darf; sobald sie infolge des allgemeinen Kaufes denselben überjareitet, ist die Hausse künstlich und gebietet die Vorsicht, Baisse zu spielen, weil dieselbe unausbleiblich ist. Trotz seiner Ueberzeugung und seines unbeschränkten Glaubens an die Logik war er dennoch über die raschen Erfolge Saccards verblüfft, über diese plötzlich groß gewordene Macht, vor welcher die jüdische hohe Bank sich zu ängstigen begann. Nun galt es, möglichst bald diesen gefährlichen Nebenbuhler zu Boden werfen, nicht allein um die am Tage nach Sadowa verlorenen acht Millionen wieder zu holen, sondern vor allem, um nicht das Königtum über den Markt mit diesem schrecklichen Abenteuer teilen zu müssen, dessen waghalsige Streiche gegen jede Wahrscheinlichkeit wie durch ein Wunder zu gelingen schienen. Voll Verachtung für die Leidenschaftlichkeit trieb Sundermann seine Kaltblütigkeit des mathematischen Spielers und die kalte Hartnäckigkeit des Zahlenmenschen auf die Spitze; trotz der unablässigen Hausse verkaufte er immer weiter und verlor bei jedem Abschluß immer bedeutendere Summen, und dies mit der ruhigen Zuversicht eines Weisen, der einfach sein Geld in die Sparkasse legt.

Als inmitten des Gedränges der Angestellten und der Kommissionäre, inmitten des Hagels der zu unterschreibenden Schriftstücke und der zu lesenden Devisen die Baronin endlich ankam, fand sie den Bankier an einem gräßlichen Husten leidend, welcher ihm die Kehle zerriß. Trotzdem saß er seit sechs Uhr morgens da, hustend und prustend, todmüde und doch fest auf den Beinen. Es war der Tag vor der Emission eines ausländischen Anlehens, so daß der große Saal von einer noch eiligeren Flut von Besuchern angefüllt war, als sonst. Zwei Söhne und ein Schwiegersohn Sundermanns

fertigten alles mit Windeseile ab, während beim schmalen Tische, den er sich in einer Fensternische im Hintergrund vorbehalten hatte, drei Enkelkinder, zwei Töchterchen und ein Zunge, auf dem Boden spielten und sich mit schrillum Geschrei um eine Puppe rissen, von der ein Arm und ein Bein bereits am Boden lagen.

Sofort sprach die Baronin ihren Vorwand aus:

„Mein Herr, ich wollte persönlich meine Zudringlichkeit anbringen . . . Ich komme wegen einer Wohlthätigkeitsverlosung . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Tieck.

(Schluß.)

Erst nach mehrjähriger Unterbrechung wurde der Nobel beendet. Die Stimmung, aus der heraus die Idee des Wertes entsprungen, war lange vorher schon in Tieck durch andre Interessen und Neigungen zurückgedrängt. Es ist die Zeit, in der die Freundschaft mit dem jungen enthusiastisch und andächtig gestimmten Wilhelm Wadenroder seine eigne Entwicklung aufs nachhaltigste beeinflusst hat. Von Erlangen, wo die beiden studierten, unternahmen sie weite Streifereien ins Land, schwebend in Natur- und Kunstbegeisterung. Die Burgruinen auf den Höhen, die malerischen kleinen Städte in ihrer altertümlich engen Bauart, vor allem aber Nürnberg, dessen reiche, mittelalterliche Kunstschatze, früher kaum beachtet, von den Freunden neu entdeckt wurden, entzückten sie, wie den jungen Goethe ein paar Jahrzehnte vorher die mittelalterliche Gotik des Strahburger Münsters entzückt hatte. Dieser Sinn fürs Vaterländisch-Mittelalterliche ist einer der charakteristischen Züge deutscher Romantik — fruchtbar, sofern er der allgemein historischen sowie der Sprach-, der Kunst- und literaturgeschichtlichen Forschung einen mächtigen Anstoß gegeben, bedenklich, ja in seinen Wirkungen reaktionär, insofern allerhand Mittelalter und Katholicismus verherrlichende Ideologie sich mit dem neu erwachenden Interesse verband. In Wadenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, an denen Tieck mitgearbeitet, und in dem von beiden Freunden geplanten, von Tieck nach Wadenroders Tode ausgeführtem Roman „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“, — Büchern, in denen die Erinnerung an die Nürnberger und Dresdener Kunsteindrücke sich begeistert ausdrückt — klingen diese Töne bereits vernehmlich an. Und doch, ein paar Jahre vorher, als sich die meisten in Deutschland schon philistermäßig vor der französischen Revolution bekreuzten, waren die beiden im Herzen noch gut revolutionär gewesen! „Ich stimme,“ schrieb der sanfte, schüchtern Wadenroder im Januar 1793 an den Freund, „von ganzem Herzen in Deinen Enthusiasmus für die Franzosen ein . . . Die Hinrichtung des Königs hat ganz Berlin von der Sache der Franzosen zurückgeschreckt, aber mich gerade nicht. Ich denke wie sonst.“ 1797, ein Jahr nach den schwärmenden Sternbalds-Wanderungen mit ihrer Verschwendung von Sonnenauf- und Sonnenuntergängen“, worüber Goethe so launig scherzte, kurz nachdem der düstere Nobel beendet war, erschien die übermütig parodistische Märchenkomödie „Der gestiefelte Kater“. Die alten, auf Löschpapier gedruckten Volksbücher und die in mündlicher Ueberlieferung fortgeplanten Märchen hatten in ihrer schlichten Naivität Tieck schon längst angezogen. Er sammelte, was er fand, und erzählte es in seiner Weise nach: Die Geschichte der „Haimonskinder“, der „Magelone“, „Melusine“ und vieles andre. Drei Bände Volksmärchen besitzen wir von ihm. Und die Vertiefung in die Sagen- und Märchenwelt hat rückwirkend seiner eignen Produktion neue Anregungen zugeführt. Vor allem die Freiheit, in der die Märchenphantasie nutz- und zwecklos nur zu eignem Ergöhen mit den schweren, ehrbar soliden Dingen der Wirklichkeit spielt, schien ihm, dem es an Geduld und Kraft zu realistisch konkreter Gestaltung so sehr gebrach, im höchsten Maße poetisch. Das lodte den Uriten wie den Spötter, der in ihm siedete. Welch' ein pikanter Gegensatz: diese bunte Märchenwelt, die das Wunderlichste mit der gelassenen Miene der Selbstverständlichkeit vorträgt, und der nüchtern kritische, hausbaden-trodene Geist, die „Aufklärung“ des Zeitalters! Welche Möglichkeiten, das, was den Romantikern — einseitig ungeredt, wie sie, als vom realen Leben losgeschplitterte Litteraten, empfanden — als bloßes Philisterium der Verständigkeit erdienen, neckisch zu verblüffen und zu ärgern! Von der treuherzigen Einfalt des alten Märchens, das nicht nach rechts, nach links sieht, bleibt dann natürlich nichts mehr übrig. Die Ironie wird Seele des Spiels, das nun jeden, auch den im Märchen bei aller Willkür noch bewahrten Zusammenhang durchbrechend, sich in eine Jagd der tollsten, Wirklichkeit und Märchenart zugleich parodierenden Einfälle auslöst. Der Wirwar wird zur künstlerischen Absicht. „Der gestiefelte Kater,“ drei Akte an einem Abend hingeworfen, mit allen Vorzügen und Mängeln der Improvisation, ist das Musterstück dieser Gattung, in der sich Tieck später noch mehrfach — so insbesondere im „Zerbino oder der Reize nach dem guten Geschma“ — versucht hat. Der Dichter, der Theatermaschiniist und das Publikum, das mit kopfschüttelnder Kritik den Unwahrscheinlichkeiten der Handlung folgt, alles bringt Tieck auf die Bühne. Wie der fremde Prinz seine Werbung um die Prinzessin bei Hofe vorträgt, fällt ihm der König ins Wort:

„Boher, Prinz, kennen Sie unsre Sprache?“ Und der erwidert: „Seien Sie doch ja damit ruhig, denn sonst merkt es ja am Ende das Publikum da unten, daß das eben sehr unnatürlich ist.“ So gehts in scherzender Persiflage das ganze Stück hindurch. Reizend sind einige Betrachtungen des Kaisers. So, wenn er sein Kaugeschlecht rühmt, daß es nicht, wie die Pferde und Hunde, der Eitelkeit nachgegeben und vor den Menschen sich seinen Verstand hat anmerken lassen; oder wenn er, da ihn beim Nachtigallengesang ein Hunger überkommt, in Klagen ausbricht über die Niedrigkeit seiner sinnlichen Natur, daß er nichts singen hören könne, ohne Lust zu kriegen, es zu fressen; oder auch, wenn er beim Anblick des gefangenen Kaninchens zur moralischen Erhebung der Hörer eine Rede losläßt über „die Pflicht des Edlen, sich und seine Reigungen dem Glück seiner Mitgeschöpfe aufzuopfern“. Köstlich ist die Verwunderung des Königs, als er hört, daß der Bauer Getreide mäht, um Brot zu baden: „Bitt' Dich um Himmelswillen, Tochter... Wer sollte wohl auf solche Streiche kommen. Die Natur ist doch etwas Wunderbares.“ Indes, trotz aller hübschen Einfälle am Ende wirkt die sprunghaft spielerische Manier, die jeden angespannten Faden sofort dann wieder abreißt, auch hier schon ermüdend; heute wenigstens, wo die Anspielungen nicht mehr als aktueller Reiz empfunden werden.

Durch den „Sternbald“ und den „Kater“ hatte Tied das Herz der beiden Schlegel gewonnen, deren kritische Doktrin romantischer Dichtung in seinen eignen poetischen Tendenzen die beste Ergänzung und Bekräftigung fand. Insbesondere, was Friedrich als „freies Spiel“, als die dem echten Künstler geziemende „Ironie“ dem Stoffe gegenüber theoretisch forderte, schien von dem Dichterschen Märchenstudium in eigenartig neuer Weise erfüllt. Eine enge Freundschaft entspann sich, wie denn der ganze Kreis der älteren Romantiker zugleich durch nahe persönliche Beziehungen zusammengehalten war. Für kurze Zeit schlug Tied in Jena, dem Stammsitz der Romantiker, sein Lager auf. Mehr noch als die Schlegel zog ihn die wunderbare schwärmerische Persönlichkeit des jungen Novalis dorthin; in ihm fand er Ersatz für den so früh dahingegangenen Badenöder. Die starken mystisch religiösen Neigungen, die sich bei Tied entwickeln, erhielten durch den Umgang neue Nahrung. In seinem „Genoveva“-Drama, das kurz vor Abschluß des Jahrbüchchens erschien, treten sie deutlich hervor. Das Werk, einst hoch gefeiert, bringt es so wenig, wie irgend eines der andern Dichterschen Stücke, zu dramatischem Leben. Die Lyrik überwuchert, Charakteristik und Entwicklung entbehren des Spannenden und der Klarheit. Mit dem Schauspiel „Kaiser Ottavianus“, in dessen allegorischen Prolog jene berühmten Verse: „Mondbeglänzte Zaubernacht...“ als Chorgesang erklingen, schließt die erste fruchtbarste Periode in des Dichters Leben ab. Früh überfiel ihn ein hartnäckiges Sichtsleiden, von dem auch ein langer Kurzaufenthalt im sonnigen Italien, dem gelobten Lande romantischer Sehnsucht, ihn nicht heilen konnte. Seine Märchendichtungen gab er 1810 im „Phantasius“ gesammelt heraus und fügte in dem geistreichen Geplauder einer romantisch-philosophierenden Gesellschaft einen das Ganze umspannenden Rahmen hinzu. Die literarhistorischen Arbeiten und Uebersetzungen, schon früher begonnen — berüchtigt ist seine „Don Quixote“-Verdeutschung und seine Sammlung mittelalterlicher Minnelieder — wurden fortgesetzt. Er leitete und revidierte die unter seinem Namen publizierte Shakespeare-Uebersetzung und entfaltete in Dresden, wo er sich nach der Rückkehr aus Italien dauernd niedergelassen, als Dramaturg des Hoftheaters und Kritiker eine äußerst fruchtbare Thätigkeit. Seine Shakespeare-Recitationen, im kleinsten, häuslich-geselligen Kreise vorgetragen, hatten einen Ruf über ganz Deutschland hin. Sehr reich dem Umfange nach und von den Zeitgenossen viel bewundert ist Tieds Novellenproduktion in diesen späteren Jahrzehnten. Er galt als Meister des Faches. Sein „gemäßigter Realismus“ ward hoch gepriesen. Heute, nachdem wir eine Epoche wirklichen Realismus in der erzählenden Litteratur erlebt haben, ist diese Wertung schwer verständlich. Alle Anmut des Stils kann für den Mangel plastisch-charakterisierender Kunst in diesen Erzählungen nicht entschädigen. Man merkt es ihnen im Guten und im Schlechten an, mit welcher Leichtigkeit sie hingeworfen sind.

Die letzten Jahre hat er als Pensionär des preussischen Königs, nur zu gelegentlichen Vorlesungen bei Hofe und dramaturgischer Matertheilung verpflichtet, in seiner Vaterstadt verweilt — der überlebende Repräsentant einer sterbenden Epoche: des träumerischen, mit all seiner Schönegeisterei doch so spießbürgerlich rückständigen Deutschland, gegen das Heine seine beflügelten Spottgedichte abfesselte. So viel konstruierendes Hegelium jenem berühmten „Manifest“ von 1840, in dem Auge und Echtermeher zum Klampfe wider die Romantiker riefen, auch anhaften mag, klar und verneinlich kündigt sich hier doch das Wesen eines neuen, mit aller Seelenkraft den großen Mächten des Wirklichen und der Geschichte wieder zugewandten Geistes an. Der Dichtersche „Phantasius“ gilt ihnen als die klassische Verkörperung der Romantik und ihrer „Aristokratie der Geistreichen“. Dem „Unbestimmten, Unfassbaren Dämmernden, Verfließenden, dem Märchen Spul und Wunder, dem Mondschein und den Fernen“, das der „Phantasius“ preist, sehen sie als wahren Gegenstand der Poesie „den selbstbewußten Geist, das Wirken des zur Tagesarbeit erwachten Menschen, die das Gemüt wahrhaft und unmittelbar ergreifende Nähe, das Eingehen in die wirklichen konkreten Interessen der Gegenwart“ entgegen. Man spürt in jedem Worte erstarrtes bürgerliches Selbstgefühl, das nun auch in der Dichtung andre Noß verlangt. Es ist derselbe Auge, in dessen

„Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ — der Fortsetzung der „Halle'schen“, in denen das Manifest erschienen war — ein paar Jahre später Karl Marx in ersten allgemeinen Umrißlinien seine neue Auffassung der Gesellschaft entwickelt hat. Dicht auf den Bergen folgte der bürgerlichen die proletarische Bewegung; sie haben von Grund aus jenes Deutschland der Romantik umgewälzt. — Conrad Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Die Staare.

Von Ernst Preczang.

Es war einmal ein schöner, wunderprächtiger Garten. Blumen blühten in schimmernden Farben auf runden Beeten; Gräser, schlanke Halme und herrliche Blattpflanzen säumten die Wege und aus grünen Büschen schimmerte rot und weiß und blau die ledere Frucht der Beeren. In den Bäumen hing's übervoll an allen Stengeln, ein paradiesischer Ueberfluß. Das schönste aber waren die Kirschchen: dicke, pralle, rote Kirschchen, die aus dem Laubwerk hervorleuchteten.

Eines Tages promenierte der Herr dieses Gartens wohlgefällig auf den gelben, künstlich geformten Kieswegen umher und freute sich seines Reichthums, der so herrlich gedieh. Er rüttelte prüfend an dem hohen, festen Eisengitter, das den Garten umfriedete, und lachte in sich hinein: diese Herrlichkeit hier war geschützt vor fremdem Einbruch; sein war es, nur sein, was in blühender Fülle Mutter Natur auf diesem Fleckchen Erde hervorzubereite. Möchten die andern hinter dem Gitter stehen und ihn beneiden — ihn, den Herrn dieser kleinen Welt! Und wie Rührung kam's über ihn bei diesem Gedanken. Seine Augen schimmerten feucht vor tiefer Dankbarkeit und er hob sie auf zum sonnigen Frühlingszelt und sagte: „Wie danke ich Dir, gütiger Himmel, daß Du mich so gesegnet hast! Ich werde Dir nach der Ernte einige Kerzen im Dome stiften.“

Und weiter schritt er, erfüllt von zufriedenen, heiteren Gedanken an die ledernen Maßzeiten, welche sich hier für seinen Tisch vorbereiteten. Plötzlich aber stutzte er und sein Gesicht verfinsterte sich: an dem Zweige eines fruchtbehängenen Stachelbeerbüsches trock eine lange behaarte Raupe. Der Herr des Gartens schlenderte sie herab und trat mit dem Fuße darauf. Und mit hastigem Eifer durchspürte er Zweig und Blatt, Ast und Blüte. Da wimmelte es von Insekten überall! Raupen, Schmetterlinge, Käfer, Bienen — alles zehrte bergnügt von dem Reichthum, der doch ihm allein gehörte. Und zornig hob der Herr des Gartens seine Augen zum Himmel und sagte grollend:

„Hab' ich für Parasiten das alles gesät? Warum vernichtest Du nicht, was mich bestiehlt und mein Eigentum schmälert? Der Garten ist mein, nur mein; warum schübst Du mich nicht? Ich kann Dir keine Kerzen stiften.“ Und er sank auf einen Rasensitz und sah freudlos vor sich nieder.

Plötzlich schwirrte, rief und piff es rings um ihn herum in flatterndem Geräusch. Ein großer Flug von Staren hatte sich im Garten niedergelassen und hüpfte auf Beet und Busch, Zweig und Bispfel. Mit scharfen Schnäbeln hatten sie auf Raupe und Käfer ein und tausendfach verschwand das Insekt auf den spitzen Zungen.

Da wurde der Herr des Gartens wieder fröhlich und mit freudlicher, gönnerhafter Miene wandte er sich zu den Vögeln: „Fleißig, fleißig, meine lieben Stare! Ich neide Euch Euren guten Appetit. Nehmt nur, nehmt! Ich gönn's Euch von ganzem Herzen. Arbeitet, ihr lieblichen Vögel, arbeitet! Ihr seid ein Werkzeug der hohen Kultur. O, was ist es für eine Bönne, Euch bei so nützlichem Werke zu seh'n! Ihr vermehrt den Reichthum der ganzen Nation, wenn Ihr den meinen sichert und von allen Schädlingen befreit. Singt und seid fröhlich! Mein Garten sieht Euch jederzeit offen. Eure Musik ist Balsam meinen Ohren, ist die frohgemute Weise des nützlich Schaffens. Zwar sind Eure Stimmen nicht geschult und gebildet und eine Nachtigall ist mir — offen gefanden — lieber, aber ich will Euch nicht tören und schelten — beileibe nicht! Ferner sei's von mir, Euch den Mund zu verbieten. Nein, nein! Nührt Euch und schmecht und pfeift, aber vergeßt mir nur das Arbeiten nicht. Fleißig, fleißig, meine lieben Stare! O, Du prächtiges, nützlich's Volk!“ Und er rief sich lachend die Hände und sah den müderten Schnäbeln zu. Zum Himmel wandte er sich dankbaren Blickes: „Ich werde Dir doch die Kerzen stiften!“ Und er rechnete, wieviel Körbe sich wohl noch zum Verkauf füllen lassen würden, nachdem der eigne Tisch befriedigt wäre.

Ein großes, allgemeines Geschrei ließ ihn auffahren aus seinem Sinnen. Ein Freudengeschrei. Es schwirrte von unzähligen Flügeln und hob sich begeisterungsstrunken in dichten Schwärmen auf die fruchtbeladenen Kirschbäume.

Der Herr des Gartens erstarrte vor Schreck. „O Du Hallunken-volk! Nun fressen sie meine Kirschchen, meine schönen saftigen Kirschchen! O Du unverschämtes Gefindel!“ Er weinte fast vor Schmerz. „Meine herrlichen Früchtel, mein Eigentum! O Du Raubzeug, Du Diebsgeliächter! Sie bestehlen mich! Sie ruinieren mich! Sie untergraben meine Existenz! Wobon soll ich nun die Körbe füllen? O, Ihr Ledermäuler! Ist's nicht genug, daß ich Euch in meinem Garten alle Insekten überließ? Gab ich Euch nicht Futter genug? Nührt Ihr auch noch Kompost haben? Ach, meine Kirschchen, meine prächtigen Kirschchen! Verflucht bist Du, Räuberbandel! Verflucht, Du unbedachtes, begehrliches Volk!“

In den Zweigen piff, sang und jubilierte es nur noch lauter.

„Jetzt verhöhnen sie mich noch! Nun räsinnieren sie gar, als sei's ihr Recht, von meinem Eigentum zu naschen. Spotte nur, spotte nur, Du undankbares Gefindel! Ich werd's Euch anstreichen!“ Und er begann laut um Hilfe zu rufen.

Da kamen die Nachbarn von allen Seiten herbei mit Spießen und Nuten, mit Säbeln und Gewehren. Und ein Mann war dabei, der hatte einen martialischen Schnurbart und blanke Knöpfe an einem blauen Rock. Der sagte: „Pst, pst; nicht so laut! Diesen Hallunken kann man nur mit List bekommen.“ Und er warf eine mächtige Schlinge in die Schär. Da flatterten die Stare auf und davon.

Aber einer war gefangen.

„Ha, Du sollst es mir entgelten!“ schrie der Herr des Gartens. „An Dir werden wir ein Exempel statuieren!“ Und sie sperren den Gefangenen in einen engen Käfig. Der Star hüpfte auf die Stange und ließ seine Augen munter umhergehen.

„Seht nur, seht! Wie frech er noch ist!“

Und der Mann mit dem großen Schnurbart drohte und rief: „Wir werden Dich firren!“

Da pffif der Star.

Die Umstehenden schlugen empört die Hände über dem Kopfe zusammen: „Er ist unverbesserlich, der Spötter!“

Und der Herr des Gartens wandte die Augen vorwurfsvoll zum Himmel und sagte: „Ich kann Dir unmöglich Herzen stiften.“ —

Kleines feuilleton.

en. Ueber die Stellung der Frau im alten Griechenland ist von dem englischen Altertumsforscher Gubbilston ein Aufsatz erschienen, der dadurch eine besondere Eigenart erhält, daß er Aufklärungen über das Leben und Wirken der Frauen im alten Griechenland aus den Abbildungen auf den verschiedenen aus jener Zeit erhaltenen Vasen zu finden sucht. Bekannt ist, daß sich in den Jahrhunderten der griechischen Staats- und Kulturentwicklung die Lage der Frau stark veränderte. Zur Zeit Homers stand sie in großer Freiheit und Unabhängigkeit, wurde aber später immer mehr auf das Wirken im Hause beschränkt, wie es noch heute im Orient der Fall ist. Es ist daher eine unerläßliche Vorbedingung, möglichst genau die Zeit feststellen zu können, aus der die einzelnen auf uns überkommenen Kunstgegenstände mit den betreffenden bildnerischen Darstellungen stammen. Außerdem ist auch ihre engere Herkunft von Wichtigkeit, weil z. B. in alten Sparta die Frau eine ganz andre Stellung hatte als in Athen. In Sparta wurden Knaben und Mädchen zusammen erzogen, während in Athen ihr gemeinschaftlicher Unterricht, auch nur die Vereinigung zu Spielen, als anstößig gegolten hätte. Gubbilston gründete seine Kenntnis im wesentlichen auf bemalte Thongefäße, die aus der Zeit von 550—400 v. Chr., also der Periode der höchsten Entwicklung der griechischen Kultur, vorzugsweise aus Athen erhalten sind. In einer lehrreichen, mit Abbildungen versehenen Besprechung der „Anschau“ wird zunächst auf eine Vase aus dem letzten Abschnitt dieser Zeit Bezug genommen, die sich in der Berliner Sammlung befindet und die Verheiratung einer Frau darstellt. Auf der einen Seite sitzt die Braut, die dadurch kenntlich gemacht wird, daß der vor ihr schwebende Liebesgott sie berührt. Auf der andern Seite steht der Gatte, der die junge Frau in sein Haus einführt, wo sie von der Schwiegermutter mit brennenden Fackeln begrüßt wird; die Braut wird wiederum vom Groß an einer Hand geleitet. Der Fackelschein soll nicht die Nacht andeuten, sondern das heilige Feuer des neugegründeten häuslichen Herdes. Dazwischen ist eine Gruppe von Mädchen mit Hochzeitsgaben abgebildet, die vom Vater der Braut am Tage nach der Hochzeit überhandt werden. Derartige Darstellungen sind auf Vasen häufig. Wir erfahren daraus, daß der Einzug in das neue Heim oft auch zu Wagen geschah und daß vor allem die Musik eine große Rolle dabei spielte. Andre Bilder zeigen, daß die junge Frau sich später streng in ihren vier Wänden hält und ausschließlich mit häuslicher Arbeit, Musik, Spiel und Kuh beschäftigt. Die Arbeit besteht in Weben, Spinnen, Stornmahlen, Wassertragen, Waschen und Wäscheordnen. Bei der Beschäftigung mit der Wäsche wird uns die griechische Frau besonders anschaulich auf einer in München befindlichen Amphora gezeigt, auf der man Nauisaa und ihre Begleiterinnen an dem denkwürdigen Waschtage erblickt, wo der schiffsrückige Odysseus in den Kreis der Phäaken eintritt. Sehr groß ist die Zahl der Abbildungen, durch die wir einen Einblick in die Toilette der griechischen Frau erhalten, wie sie übrigens mit Vorliebe als Gemälde in den Frauengemächern angebracht wurden. Die Toilette war schon damals recht umständlich und erforderte bei einer reichen Frau eine große Bedienung zum Ordnen des Haares, zur Fureichung und Anwendung von Salben, zur Vorhaltung des Spiegels, zur Unterstützung beim Bade, das oft mit geradezu raffinierten Vorrichtungen ausgestattet war usw. Auch Puder und Schminke waren damals wohl bekannt und hatten sich noch in einigen Vasen in Resten vorgefunden. Ein besonders merkwürdiges Trachtenbild ist auf einer in Kairo ans Licht gezogenen Vase zu sehen, wo Danae auf einem prächtigen Divan und in reicher Robe dargestellt ist, wie gerade der Götterkönig Zeus als Goldregen zu ihr niedersteigt. Die Gewandung, die Haartracht, die Form und Ausstattung des Bettes und der Wände, alles ist auf diesem Bilde interessant. Endlich sei noch die Zeichnung auf einem Wasser-

krug erwähnt, die die Dichterin Sappho beim Vorlesen ihrer Gedichte vorführt. —

Astronomisches.

ss. Neue Gase auf der Sonne. Für die Bedeutung der verschiedenen Wissenschaften untereinander bietet die Gegenwart kaum einen anschaulicheren Beweis, als er in der Bedeutung der Spektroskopie gefunden werden kann. Die große Errungenschaft der Spektralanalyse wird in gleicher Weise von der Physik und Chemie wie von der Himmelskunde benutzt. Diese Forschungsgebiete geben miteinander Hand in Hand, wenn es sich darum handelt, ein neues Element aufzufinden. In den letzten Jahren ist eine ganze Reihe neuer Körper durch spektroskopische Untersuchungen der Lüste der Grundstoffe hinzugefügt worden. Im April 1895 entdeckte Ramsay im Spektrum eines Gases, das sich aus dem seltenen Mineral Cleveit entwickelte, eine Linie, die nach ihrer Lage mit einer damals längst bekannten Linie im Sonnenspektrum gleichbedeutend war. Da ein Anzeichen von dem Vorhandensein des Elements, dem diese Linie zuzuschreiben war, zuvor auf der Erde nicht gefunden worden war, so hielt man das fragliche Element damals für einen der Sonne besonders eigentümlichen Stoff und nannte ihn daher Helium; freilich fand er sich auch in dem Spektrum anderer Sterne. Etwa um dieselbe Zeit veränderten Ramsay und Rayleigh die Entdeckung eines andern neuen Elements, des Argon, die ein großes Aufsehen erregte, weil sie bewies, daß man bis dahin die Zusammensetzung der so oft untersuchten atmosphärischen Luft noch nicht vollständig gekannt hatte. Wie wenig dies der Fall gewesen war, ergaben die späteren Funde von noch drei weiteren neuen Elementen in der Luft, dem Neon, Krypton und Xenon. Bei der letzten vollständigen Sonnenfinsternis im Jahre 1901, die durch eine Anzahl amerikanischer Astronomen von Sumatra aus beobachtet wurde, stellte Dr. Mitchell besonders eingehende Untersuchungen über das Spektrum der äußeren Sonnenhülle an. Nach den jetzt veröffentlichten Ergebnissen wurden sowohl Neon als Argon in der Chromosphäre der Sonne nachgewiesen. Das Vorhandensein von Krypton und Xenon ist noch zweifelhaft. —

Humoristisches.

— Stößeufzer. Frau: „Kommst Du schon wieder erst um drei Uhr nach Hause, Du Lump, Du!“

Mann: „Herrgott, haben's die früher gut gehabt, wie's bloß Sonnemühren gab, da hat in der Nacht niemand gewußt, wie spät's ist!“ —

— Besch. „Nun, hast Du Dein Bild glücklich in die Ausstellung gebracht?“

„Ja endlich; aber denk Dir, unmittelbar darunter hängt das Plakat „Notausgang.“ —

— Záh. Gast: „Kellner, ein Messer!“

Kellner: „Sie haben ja eins!“

Gast: „Ja, aber das steckt im Fleisch und ich krieg' es nicht mehr heraus.“ —

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die „Gesellschaft der Autoren, Komponisten und Musikverleger in Wien“ hat ihre Tätigkeit, das Urheberrecht ihrer Mitglieder zu wahren, auch auf das Deutsche Reich ausgedehnt. Kapellmeister Franz Kerkentin, Luisenstr. 62, ist der Vertreter für Berlin. —

— Von Philipp Langmann ist ein neues dreiaktiges Drama „Gervins Liebestod“ soeben bei Cotta (Stuttgart und Berlin) als Buch erschienen. —

— Die Aufführung von Halbes „Jugend“ im Neuen Theater ist verschoben worden. —

— Das Sächsische Volks-Theater bringt als erstes Stück Richard Demmlers fünfaktiges Volksschauspiel „Karl Fiedler“ heraus. Das Drama ist im erzgebirgischen Dialekt geschrieben. Die Aufführung findet am 1. Mai in Chemnitz statt. —

— Franz Kranewitter beschuldigt in Wiener Blättern die Direktion des dortigen Deutschen Volks-Theaters, „sie sei von vornherein entschlossen gewesen, sein Stück „Andre Hofer“ nach der dritten Aufführung verschwinden zu lassen“. Der Autor erklärt, seine Beschuldigung beweisen zu können. —

— Victorien Sardous neues Drama „La Sorcière“ wird im November im Sarah Bernhardt-Theater in Paris die Erstaufführung erleben. —

— Der Komponist Max Bruch hat ein neues Oratorium „Damajanti“ vollendet (Text von Vultzhaupt nach Friedrich Rückert). —

— Otto S. Engels Gemälde „Meeresleuchten“ ist für das Museum in Königsberg angekauft worden. —

t. Hedins neues Rejewerk wird einen Atlas in zwei großen Bänden umfassen, während ein dritter Band den Bericht über die Geographie des durchforschten Landes enthalten wird. Weitere Bände werden dann den meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, den geologischen, botanischen und zoologischen Sammlungen sowie den sibirischen Manuskripten und Zuschriften gewidmet sein. Das Werk wird in englischer Sprache erscheinen. Die schwedische Regierung hat dazu eine Beihilfe von 80 000 M. bewilligt. —